

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Laura McVeigh**

**Als die Träume in den Himmel stiegen**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main



Die junge Samar muss aus Afghanistan fliehen. Zusammen mit ihrer Familie findet sie Schutz in einem Abteil der Transsibirischen Eisenbahn. Die Reisenden steigen ein und aus, nur die Familie findet keinen Ort, an dem sie bleiben kann. Mit der Hilfe des Schaffners Napoleon richten sie sich in dem Zug ein. Am Abend erzählen sie sich Geschichten, während Napoleon aus dem Samowar heißen Tee serviert. Doch plötzlich verschwindet die große Schwester von Samar aus dem Zug ... Ein Roman, der noch lange im Gedächtnis bleibt, über Krieg, Verlust und Hoffnung. Über die Fähigkeit des Einzelnen, trotz allem weiterzumachen. Und über die Kraft der Phantasie, die das Unerträgliche erträglich macht.

Nach einem Sprachstudium in Cambridge war *Laura McVeigh* Direktorin des »Global Girls Funds«, der sich für Gleichberechtigung und Bildungschancen für Mädchen weltweit einsetzt. Unter anderem reiste sie dabei auch nach Afghanistan. Später wurde sie Vorsitzende des Internationalen PEN-Clubs. Die Autorin stammt aus Irland und lebt mit ihrer Familie in London. »Als die Träume in den Himmel stiegen« ist ihr Debütroman, der in zahlreichen Ländern erschien.

*Weitere Informationen finden Sie auf [www.fischerverlage.de](http://www.fischerverlage.de)*

Laura McVeigh

# Als die Träume in den Himmel stiegen

Roman

Aus dem Englischen

von Susanne Goga-Klinkenberg

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch  
Frankfurt am Main, Februar 2020

Die Originalausgabe erschien 2017  
unter dem Titel ›Under the Almond Tree‹  
im Verlag Two Roads/ Hachette UK, London.

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-596-29827-3

# 1

Mein ältester Bruder Omar wurde in einer kalten Februarnacht an einem verschneiten Abhang neben der Autobahn Kabul-Jalalabad geboren, einer der gefährlichsten Straßen der Welt. Meine Mutter stand im Schnee, der ihr bis zu den Oberschenkeln reichte – der starke Schneefall hatte sie überrascht. Sie krümmte sich in Qualen, während ihre Schreie durch das Tal hallten und von den Wänden der Kabul-Schlucht abprallten. Der einzige Mensch, der ihr beistand, war mein Vater, der noch nie gesehen hatte, wie ein Kind in diese Welt gelangte – schon gar nicht sein eigenes. Er war wie gelähmt vor Angst, als er seine schöne Frau beobachtete, deren Gesicht schmerzverzerrt war, die schwer atmete und kehlige, wilde Schreie ausstieß.

Natürlich fragt man sich zu Recht, was sie dort taten, draußen in der eisigen Nacht, um diese Uhrzeit, allein in tückischem Gebirgsterrain. Nun, sie liefen davon. Wie sie es immer getan hatten, seit sie einander begegnet waren, weil ihre Verbindung – von Beginn an eine Liebesehe – so unwahrscheinlich, so lächerlich, so waghalsig war, dass meine Mutter umgehend von ihrer

Familie verstoßen wurde. Sie wurde in Schande aus dem Haus meines Großvaters gejagt. Hinausgeworfen von ihrem eigenen Vater, dessen letzte Worte schlichtweg lauteten: »Azita, du bist nicht mehr meine Tochter.«

Ihre Mutter sagte nichts.

Mein Vater hatte auch nicht viel mehr Glück. Seine Eltern waren zwar sanfte Bergbewohner, schämten sich aber für seine Kühnheit und distanzierten sich von dem ungleichen Paar, weil sie Vergeltung fürchteten. Und so hatten Azita und Dil (die wir Madar und Baba nannten) ihr Leben als Außenseiter begonnen, und Außenseiter blieben sie auch. Als sie heirateten, kamen nur Vetter Aatif und Babas bester Freund Arsalan zur Hochzeit, und das ist bekanntermaßen gar nicht üblich.

Als meine Mutter kurz nach der Hochzeit schwanger wurde, begannen die Drohungen. Zuerst waren es Kleinigkeiten. Sie wurde auf dem Markt angerempelt. Kam nach Hause und fand die Tür offen, die Vorratskammer geplündert. Eines Tages war ein Nachthemd, das auf der Leine hing, in der Mitte durchgerissen und mit Blut beschmiert. Da beschlossen sie davonzulaufen. Sie würden Nomaden sein. Von dem Geld leben, das meine Mutter von ihrer Schwester bekommen hatte, von der Freundschaft Fremder, da ihre eigene Familie sie verstoßen hatte.

Amira, die Schwester meiner Mutter, hatte ihnen so viel wie möglich gegeben, sogar Goldschmuck. Es waren Familienerbstücke, die ihnen irgendwann nützlich sein könnten (ein selbstloser Diebstahl, der, als er bekannt wurde, Madars Schwester die Position in ihrer Familie und ihr Zuhause kosten sollte,

da man sie nach Russland schickte – aber dazu kommen wir später). Die Schwestern weinten also und umarmten sich. Noch ahnten sie nicht, dass sie einander zum letzten Mal sahen. Dies waren die schweren Entscheidungen, die die Liebe meiner Mutter und meinem Vater auferlegte – Opfertaten, mit denen sie ihre Entschlossenheit bewiesen.

In der Nacht, in der mein ältester Bruder Omar seinen Weg in diese ungewisse Welt antrat, waren sie vor einer Gruppe Bergbanditen weggelaufen, die sie ausrauben und ihren Wagen stehlen wollten – einen rostfarbenen Lada Baujahr 72, ein Hochzeitsgeschenk von Arsalan und der ganze Stolz meines Vaters. Das Auto war die Liebe seines Lebens, gleich nach meiner Mutter und seinem künftigen Sohn. Sie waren unterwegs nach Kabul, wo sie Arsalan besuchen und noch einmal um Hilfe bitten wollten, und krochen langsam durch die harten Schneeverwehungen auf dem gefährlichen Bergpass, als auf ihren Wagen geschossen wurde.

Eine Kugel durchschlug die Seitentür und bohrte sich in den mit Teppich ausgelegten Boden des Lada, genau neben dem Knöchel meiner Mutter. An diesem Punkt beschloss Omar, dass er nun bereit sei, sich die Welt anzusehen, obwohl er allen Berechnungen zufolge an Ort und Stelle hätte bleiben sollen, bis der Frost vorüber war. Und meine Mutter, eine Frau mit starkem, unbeugsamem Willen, beschloss, dass der Wagen kein sicherer Ort sei, um ihr Kind zu gebären, und wenn sie am Abhang von den Mudschahedin-Banditen erschossen würden, auch gut, aber sie vertraute auf Allah. Mein Vater wusste, dass



es keinen Sinn hatte, mit ihr zu diskutieren, eine instinktive Weisheit, die in sechs Kindern und einer – trotz aller Herausforderungen, und deren gab es viele – letztlich glücklichen Ehe resultierte.

Er nahm seinen *Patu* vom Rücksitz, seinen Umhang, der als warme Woldecke dienen würde, und dann trotteten beide bergauf durch den Schnee und suchten Schutz hinter großen Felsblöcken.

»Mal sehen, ob ihre Kugeln da durchkommen«, sagte meine Mutter verächtlich in Richtung der plötzlich verstummen Gewehre der Scharfschützen, die vermutlich gerade durch das gewundene Tal marschierten, um den Wagen und seine toten oder sterbenden Insassen auszuplündern. Insassen, die entweder ihren Schüssen oder der bitterkalten Winternacht zum Opfer gefallen waren. Am Himmel stand ein schwerer Vollmond, und die Luft war so still, dass die Schreie meiner Mutter, so sehr sie sie auch zu unterdrücken versuchte, weithin durch die gefrorene Luft hallten. Omar hatte beschlossen, sich in die Welt zu begeben, und es dauerte nicht lange, bis er in den *Patu* glitt, den mein Vater in zitternden Händen bereithielt. Er wurde sofort gewickelt, Schicht um Schicht. Nachdem meine Mutter ihr Baby geboren hatte, richtete sie sich auf und stützte sich auf meinen Vater, während sie ihrem geliebten Sohn tief in die Augen sah. Geradezu trunken vor Triumph, stolperten sie den Hang hinunter zum Auto, wobei sie eine Blutspur hinterließen, die dunkel in die weißen Schneewehen sickerte.

Zwei der Scharfschützen hatten inzwischen das Auto er-

reicht und warteten geduldig, dass mein Vater mit den Schlüsseln zurückkehrte. Einer rauchte Haschisch. Der andere hielt Wache, das Gewehr unter dem Arm.

Mein Vater zitterte am ganzen Körper. Er war weder ein Feigling noch ein Narr und erkannte die Gefahr, die ihnen als kommunistische Sympathisanten drohte. Meine Mutter jedoch, die gerade Leben erschaffen hatte, wirkte noch gebieterischer als sonst und ging geradewegs auf die Männer zu. »Brüder ... kommt und seht dieses Kind: ein Wunder. Allah sei Lob und Dank! Aber wir müssen ihn ins Warme bringen, wo er sicher ist. Ihr Brüder müsst uns helfen.«

Und ob sie nun von Madars Schönheit verhext oder von der seltsamen Wendung der Ereignisse überrascht waren, beerauscht vom Haschisch oder eingeschüchtert von ihrem trotzi-gen Tonfall – zur Verwunderung und ungeheuren Erleichterung meines Vaters stimmten die beiden Männer den Plänen umgehend zu. Alle Gedanken an einen Raubüberfall waren wie ausgelöscht, als man ihnen die Sorge dafür übertrug, dass diese Nacht nicht zugleich die letzte des Neugeborenen wäre. Und wenngleich sie Schurken waren, im Rausch und ein bisschen ungehobelt, waren sie auch Söhne und einmal Kinder gewesen – sie waren selbst kaum erwachsen – und überdies dankbar, weil es im Auto warm war und sie das Paar und seinen neugeborenen Sohn nicht töten mussten und in jener Nacht alles gut war auf der Welt.

Atemlos erzählt meine Mutter die Geschichte, und die Bergbanditen werden jedes Mal edler. Die Sterne strahlen hell vom

kalten Nachthimmel, und wir können Mermon Mehwish im Autoradio singen hören, und mein Vater, meine Mutter und die beiden Mudschahedin singen mit, während sie zu den Lichtern von Kabul hinunterfahren.

Natürlich hat es sich nicht so abgespielt. Meine Mutter ist eine begnadete Geschichtenerzählerin – sie kann aus den schlimmsten Albträumen die schönsten Träume weben. Es ist eine Gabe, die sie und uns alle über die Jahre am Leben erhalten hat. Wenn meine Mutter die Geschichte erzählt, weint mein Vater und wird ganz still, und wir wissen, dass wie immer Omar auch in diese Welt gelangt sein mag, es nicht durch die Freundlichkeit der Mudschahedin geschah.

Doch warum habe ich mit der Geschichte von Omars Geburt begonnen? Ich habe mit ihr begonnen, weil man manchmal rückwärts gehen muss, um voranzukommen. Das sagen meine Eltern jedes Mal, wenn der Zug auf unserer immerwährenden Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn zwischen Moskau und Wladiwostok eine Endstation erreicht. Wenn alle sechs Kinder flehen, betteln, weinen, aus dem Zug springen. Von uns sechsen bin ich das vierte Kind, Samar – vor mir kommen Omar, Ara, Javad und nach mir der kleine Arsalan und Sitara, das Baby. Es ist jene rauschhafte Zeit auf dem Bahnsteig, wenn wir einfach nur anhalten wollen, die niemals endende Reise von Asien nach Europa zurück nach Asien leid sind. Eines Tages, wenn meine Eltern sich entschieden haben, was wir als Nächstes tun, oder ihnen das Geld

ausgeht (und dieser Tag wird kommen), werden wir den Zug verlassen und ein neues Leben beginnen. An irgendeinem sicheren Ort. Einem Ort, von dem wir nicht weglaufen müssen.

## 2

Die Räder des Zuges bleiben unerwartet stehen. Wir werden mit einem Ruck nach vorn geschleudert.

Omar und Javad lehnen sich weit aus dem offenen Fenster, um zu sehen, was vorgeht. Wir stehen mitten auf einer Eisenbahnbrücke der Baikarundbahn. Unter uns gähnt drohend der Abgrund, während der Zug sanft auf der Strecke schwankt und dann ganz zum Stillstand kommt. Passagiere aus anderen Abteilen treten auf den Gang, einige schauen vorsichtig aus den Fenstern.

»Vielleicht ein Problem mit der Spurweite«, mutmaßen Omar und Javad.

Meine Brüder sind inzwischen Experten für Züge. Und Brücken. Und Ingenieurtechnik. Omar sagt, er wolle später Ingenieur werden. Seit einem Jahr absolviert er ein Fernstudium. Er bekommt die Aufgaben überall auf der Strecke, indem er den *Provodnik* Napoleon, Fahrkartenkontrolleur und Hüter des Samowars, in die Bahnhöfe schickt, um die neuesten Pakete mit Arbeitsunterlagen abzuholen. Das ganze Abteil ist voll von

seinen Zeichnungen und Berechnungen. Er glaubt, dass die Männer, die diese Brücken gebaut haben, sich durch den Granit und Kristall des felsigen Ufers sprengen mussten, die Männer, die die weiten, unwirtlichen Gebiete Sibiriens umgegraben und ausgehoben und mit Dynamit geräumt haben, prachtvolle Brücken und Tunnel gebaut, gegen bedrohliche Überflutungen und Erdbeben gekämpft, den Gefahren von Milzbrand und Cholera, den Angriffen von Banditen und Tigern getrotzt haben. Er ist davon überzeugt, dass diese bemerkenswerten Männer die wahren Abenteurer waren, die das Land ihrem Willen unterworfen haben. Eine Welt nach eigenen Vorstellungen zu erschaffen – das ist es, was Omar möchte.

»Leg es weg, Samar.« Ich habe mir eine von Omars Zeichnungen genommen, um sie näher anzuschauen, stählerne Linien, die, sich überkreuzend, ein filigranes Muster bilden.

»Du verstehst es nicht.« Omar seufzt lächelnd.

»Dann erklär es mir.« Ich setze mich neben meinen ältesten Bruder und werde ein Teil seiner neuen Welt, errichtet aus Schönheit und Erfindungsgabe.

»Zum einen hältst du es verkehrt herum.« Er lacht, mein Interesse scheint ihn zu belustigen. Ich drehe die Zeichnung richtig herum.

»Schon besser. Schau mal ...« Er fährt mit den Fingern die Umrisse der Zeichnung nach. Omars Augen strahlen, als er mir seine Arbeit erklärt, überrascht und erfreut, eine so aufmerksame Zuhörerin zu haben.

»Woher weißt du, dass es funktioniert?« Ich staune über die

Gradangaben, die Winkel, die verdrehten Metallstrukturen, die er mit Bleistift und Papier heraufbeschwört.

»Ich weiß es nicht. Man weiß es nicht immer. Man muss es einfach versuchen.«

Ich bewundere ihn, weil er an sich glaubt, weil er sich seiner selbst so gewiss ist. Bei Omar fühle ich mich sicher – als wäre die Welt eine Reihe lösbarer Rechenaufgaben, greifbar und fest unter meinen Füßen.

»Scht«, macht Ara. Sie lernt im Abteil nebenan Französisch – Madar unterrichtet sie darin –, und wir stören sie bei ihren Konjugationen.

Sie sind überrascht? Nur weil wir umherwandern, vernachlässigen meine Eltern noch lange nicht unsere Schulbildung. Ganz im Gegenteil, leider. Wir lernen Mathematik, Geographie, Naturwissenschaften, Geschichte (mein Lieblingsfach), Philosophie, Politik, Russisch, Englisch und Französisch. Wir lesen (ich lese Tolstois *Anna Karenina* und besitze eine alte, zerfledderte Enzyklopädie, die mein Schatz ist und in Wahrheit uns allen gehört). Meine Mutter möchte, dass wir für das Leben gerüstet sind. Abends hören wir Musik. Baba hat ein Transistorradio und stellt immer die örtlichen Sender ein. Wir hören Klassik, Folk, Rock, sogar russischen, mongolischen und chinesischen Jazz – was immer sich auf der Reise gerade bietet.

Eines Abends versammeln wir uns alle um das Radio, um Strawinskys *Feuervogel* zu hören, zusammengedrängt in Abteil Nummer vier, eine flackernde Kerze auf dem Lesetisch. Mein

Vater hat Sitara auf dem Schoß, der kleine Arsalan und ich sitzen auf dem Boden; Ara, Javad und Madar auf dem Bett gegenüber, und Omar steht in der Tür. Der Zug hat angehalten, um Proviant für den Speisewagen aufzunehmen, aber niemand rührt sich von der Stelle, weil wir so in die Musik vertieft sind und unserer Mutter zuhören, die uns die Geschichte vom Prinzen Iwan und dem schönen Feuervogel erzählt.

»Prinz Iwan«, beginnt Azita mit ihrer tiefen, melodischen Stimme, »gelangt in das magische Königreich von Koschei, dem Unsterblichen. Sie entdeckt im Garten den wunderschönen Feuervogel und fängt ihn ein. Der Vogel fleht ihn an, er möge ihn freilassen, und verspricht, dem Prinzen zu helfen.«

»Und was dann?«, fragt Sitara und schaut zu Madar. Sie ist vier, die Jüngste der Familie und in einem Alter, in dem sie noch jeden Abend Geschichten erzählt bekommt. Wir tun so, als wäre die Geschichte für sie, obwohl wir uns in Wahrheit alle von der Wärme und dem Kerzenlicht angezogen fühlen und uns von der Stimme meiner Mutter sanft wiegen lassen.

»Der Prinz entdeckt dreizehn Prinzessinnen, schöne Prinzessinnen, und er verliebt sich sehr in eine von ihnen, worauf er beschließt, Koschei um ihre Hand zu bitten. « Meine Mutter lächelt meinen Vater an, als sie diesen Teil erzählt, doch Baba ist ganz weit weg und schaut aus dem Fenster.

»Koschei sagt nein und schickt seine magischen Geschöpfe, um den Prinzen anzugreifen, doch der Feuervogel geht dazwischen, verhext sie und belegt Koschei mit einem Fluch.«

Javad beginnt, im Kerzenlicht über Babas Kopf Schatten des



Vogels mit den Händen an die Wand zu malen. Sitara drängt sich eng an unseren Vater, weil Musik und Schattenspiel sie ängstigen.

»Dann verrät der Feuervogel dem Prinzen das Geheimnis von Koscheis Unsterblichkeit.«

»Was ist Un ... sterblich ... keit, Madar?«, fragt Sitara.

»Die Fähigkeit, ewig zu leben«, sagt Baba.

»Davon träumen nur Narren«, schnaubt Omar verächtlich.

»Der Feuervogel sagt dem Prinzen Iwan, die Seele des bösen Zauberers sei in einem gigantischen Zauber-Ei gefangen«, fährt Madar mit ernster Miene fort. »Also zerstört der Prinz das Ei, der Bann ist gebrochen, und Koschei verschwindet zusammen mit seinem ganzen Palast. Die Prinzessinnen und Iwan bleiben dort. Sie sind endlich erwacht.«

Die Musik schraubt sich weiter und weiter bis zu ihrem triumphalen Schluss, und wir hören, wie das Publikum in wilden Applaus ausbricht. Ich stelle mir den Konzertsaal voller Männer und Frauen vor, die sich aufs schönste herausgeputzt haben, die Tänzer auf der Bühne, das Orchester im Graben – lauter Bilder, die ich von meinem geliebten Tolstoi gelernt habe.

»Baba, sehen wir das auch mal?«, fragt Sitara.

»Eines Tages, eines Tages werden wir so etwas sehen«, antwortet er und umarmt sie ungestüm.

Meine Schwester Ara hat eine wunderschöne Singstimme. Wenn es dämmt und wir uns im Speisewagen zum Abendessen versammeln, singt sie manchmal, meist alte afghanische Weisen oder die Lieder von Farida Mahwash, Exilantin wie wir,

eine Nomadin. Ara singt Musik, in der arabische, persische und indische Einflüsse verschmelzen, so wie im Schmelztiegel unseres Landes. Madar weint dann immer. Manchmal hat selbst Baba feuchte Augen, freudig und traurig zugleich. Denn in den Jahren, bevor wir aus unserer Heimat Kabul geflohen sind, war Musik verboten. Können Sie sich das vorstellen? Keine Musik hören, nicht singen, kein Instrument spielen, nicht einmal eine Melodie summen zu dürfen? Was kann es denn schaden? Was kann Singen schon anrichten? Wenn Ara zitternd in der Ecke des Speisewagens steht und ihre eigene Schönheit vergisst, um diese Lieder mit uns zu teilen, fühlen wir uns lebendig und frei. Alle Fahrgäste im Wagen klatschen Beifall. Das sind meine liebsten Augenblicke, wenn wir alle beisammen sind, wenn das Leben schön ist.

Nun aber stecken wir mitten auf der Brücke der Baikalarundbahn fest und blicken an einer Seite auf einen Felshang voller Lärchen, Kiefern und Birken, an der anderen auf die gewaltige Weite des Sees. Nachdem der Zug angehalten hat und wir die Fenster geöffnet haben, sitze ich da und horche auf die Rufe der Buschsänger, die um den See flattern. Wir kennen inzwischen alle Vögel und auch die meisten anderen Tiere unterwegs. Javad und ich können stundenlang dasitzen und Töne, Gefiederfärbung und Zeichnung mit den Bildern und Beschreibungen in der Enzyklopädie abgleichen, oder wir fragen Napoleon, eine unerschöpfliche Wissensquelle für alle Dinge, die mit der Reise verbunden sind. Ansonsten haben wir wenig zu tun, und es hilft, die Zeit zu vertreiben.

»Was ist los? Warum haben wir angehalten?«, fragt meine Mutter Napoleon, der in diesem Augenblick vorbeigeht.

»Auf der Brücke steht ein Hirsch. Wir warten darauf, dass er sich bewegt.«

»Ein Hirsch?«

»Ja. Entweder springt er runter oder schafft es, sich umzudrehen und in den Wald zurückzulaufen. Falls er sich nicht bewegt, muss der Lokführer ... nun ja ...«

Napoleon wirft einen verstohlenen Blick auf uns Kinder. Sitara quellen fast die Augen aus dem Kopf, als sie an den Hirsch denkt, der auf der Bahnstrecke hoch über dem See schwankt (dem tiefsten See der Welt, das nur am Rande).

»Vielleicht könnte ich helfen«, sagt Javad. Er ist von meinen Brüdern am freundlichsten, derjenige, der einen am seltensten an den Haaren zieht oder mit Schimpfwörtern bedenkt, derjenige, der sich stets die meisten Sorgen macht. Javad träumt davon, Tierarzt oder Zoologe zu werden und in London oder Amerika zu leben oder vielleicht in einem Safaripark in Afrika. Einmal haben wir im Zug Südafrikaner kennengelernt, die uns alles über den sogenannten Krüger-Nationalpark erzählt haben, und seitdem träumt Javad von solchen Orten.

»Danke, aber ich glaube nicht ...« Napoleon schüttelt den Kopf. Er ist ein gütiger, freundlicher Mann, der nachts in stille Melancholie verfällt, der uns alle lieb gewonnen hat, die seltsame, umherziehende Familie, die scheinbar leidenschaftlich gern und unablässig mit dem Zug reist.

»Lass mich. Bitte«, bettelt Javad.

»Javad ...«, ruft Madar ihm nach, doch er ist Napoleon bereits vorausgeeilt und windet sich durch in den nächsten Wagen bis ganz nach vorn, wo der Lokführer sitzt.

Meine Mutter seufzt, aber sie hat inzwischen gelernt, dass Kinder ihr Leben selbst leben müssen, so verlockend es auch sein mag, es für sie zu tun. Und so zuckt sie nur mit den Achseln und wartet ab. Fünf Minuten später ruft Omar, der sich noch immer aus dem Fenster lehnt: »Hey, da ist Javad. Er steht beim Hirsch auf der Brücke.«

»Was macht er denn?«, will Baba wissen.

»Er ... redet mit ihm.«

»Ich glaube es nicht – er will den Hirsch verzaubern! Na toll«, spottet Ara, die sich keine Sorgen machen will, aber angestrengt über Omars Schulter blickt.

Wir alle halten die Luft an, sind uns der Dummheit unseres Bruders nur zu bewusst; ein gemeinsames Atemholen, begleitet von stummen Gebeten, und dann, nach einer gefühlten Ewigkeit, erhebt sich im vordersten Wagen Jubelgeschrei.

»Was ist da los?«, fragt Baba.

»Er hat es geschafft. Der Hirsch ... Er hat ihn dazu gebracht, zurückzulaufen. Hurra!«, schreit Omar.

Nach ein paar Minuten setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Der Lokführer tutet, und alle lachen und jubeln. Javad stürmt zurück in den Wagen, mit glänzenden Augen. Er ist der Held des Tages. Aber nicht das, denke ich, macht ihn so glücklich, und auch nicht das Gefühl, den verängstigten Hirsch gestreichelt und weggelockt zu haben, als er schwankend auf

den stählernen Schienen stand. Nein, die frische Luft und seine Füße auf dem Metall und dass er dem Tod von der Schippe gesprungen ist, das macht ihn geradezu schwindlig. Ich bin eifersüchtig, weil er in diesem Augenblick so lebendig aussieht. Er ist kein Fahrgast mehr. Baba holt eine Tüte Zucker heraus. Omar läuft mit der Teekanne zum Samowar, und dann trinken wir mit warmem, gezuckertem Tee auf Javads sichere Rückkehr.

»Auf Javad«, sagt Omar und klopft seinem jüngeren Bruder auf den Rücken.

»Auf Javad.« Ein Lächeln zuckt um Aras Lippen, als sie ihr Glas hebt, um auf seinen Erfolg anzustoßen.

Es tut gut, Omar und Javad miteinander lachen zu sehen. In letzter Zeit haben sie sich oft gestritten – genau wie wir alle. Omar, der kleine Arsalan und ich halten bei diesen Kämpfen gewöhnlich zueinander; Ara und Javad ebenfalls, obwohl sich die Bündnisse über Nacht ändern können, je nachdem, worum es geht und wie viel auf dem Spiel steht. Ara und Javad sind von Natur aus ungestümer, stärker ihren Gefühlen unterworfen, sie neigen zu Konfrontation und Kränkung. Omar und ich hingegen versuchen, mit Schmeichelei zu überreden und Friedensstifter zu spielen – er als der Älteste, ich als das mittlere Kind.

»Wie hat es sich angefühlt?«, fragt der kleine Arsalan und betrachtet Javad mit neuerwachtem Interesse und Respekt. Dieser zuckt mit den Schultern.

»Hast du den Hirsch angefasst?«, fragt Sitara, staunend und

mit großen Augen. »Hast du mit ihm geredet?« Javad nickt. Sie lehnt sich näher heran. Er macht eine Geste, als wollte er ihr ein Geheimnis anvertrauen.

»Er hat gesagt ...« Er flüstert ihr etwas ins Ohr, das wir nicht hören können. Sitara reißt den Mund auf.

»Nun necke sie doch nicht«, sagt Omar rasch.

»Tu ich nicht«, entgegnet Javad kühl und wendet sich zu Baba, der ihn stolz betrachtet, während er noch einmal erzählt, wie er den Hirsch rückwärts über die Brücke und von den Gleisen weg in Sicherheit gelockt hat.

Ich nehme meine alte Ausgabe von *Anna Karenina* – ich lese langsam auf Russisch – und gehe in den Speisewagen, wo ich ungestört am Fenster sitzen und lesen und für kurze Zeit in eine andere Welt entfliehen kann, eine andere Haut als meine eigene. Ich verberge mich hinter meinen Haaren und drehe den Körper zum Fenster. Ich bin so klein, so schmal – ein Schattenmädchen –, dass ich mir ausmale, die anderen Fahrgäste würden mich nicht einmal bemerken.

Ich habe angefangen, im Zug zu lesen. Erstens vertreibt es die Zeit. Zweitens beschwichtigt es meine Mutter, die glaubt, dass ich mich bilde und mir meiner Umwelt bewusst werde (wenn sie wüsste, worum es in meiner geliebten *Anna Karenina* geht, würde sie die Lektüre kaum gutheißen). Drittens, und das ist am wichtigsten, schützt mich das Lesen vor den aufdringlichen Stimmen der Fremden und ihren unablässigen Fragen. Am schlimmsten ist die Frage: »Wohin fahrt ihr?« Manchmal lüge ich und suche mir irgendeinen Haltepunkt auf

der Strecke aus – Irkutsk oder Ulan-Ude, manchmal sogar Moskau – und sage: »Dorthin fahren wir.« Und wenn sie fragen: »Und was macht ihr da?«, antworte ich: »Leben, einfach leben.« Ein Bett in einem Zimmer, das sich nachts nicht bewegt. Einen Raum für mich allein – einen Raum, in dem ich still sein und denken und schreiben kann. Einen Garten zum Spielen. Einen Ort, an dem ich etwas wachsen lassen kann. Mehr will ich nicht. Außer Glück. Warum sehnen wir uns danach, glücklich zu sein?

Ich tröste mich mit Tolstois Anna, ihrem Elend und ihrer Traurigkeit, und erkenne in mir denselben drängenden Wunsch nach Frieden. Und so vergrabe ich mich tief in dieser erdichteten Welt, vergesse die Taiga um mich herum, die Wildnis der Wälder, die wir durchqueren. Weiter vorn im Wagen schießen amerikanische und englische Touristen Dutzende verschwommener Landschaftsfotos. Die Amerikaner sind laut in ihrem Lob. Andere verhalten sich besonnener, nehmen die weiten Panoramen in sich auf.

Für mich ist die Welt die von Anna und Wronskij, zumindest eine Stunde lang – ich sehe mich in Sankt Petersburg Schlittschuh laufen, auf Bällen tanzen, mich in einen unpassenden, gutaussehenden, witzigen Mann verlieben.

In meinem Kopf gibt es zwei Russland – dies hier, das wirbelnde, romantische, epische Russland Tolstois; und das andere Russland, das in meine Heimat einmarschiert ist und sie dann im Stich gelassen hat. Dieses Russland kann ich nicht lieben.